

DAS ARBEITSZENTRUM WEST DER GOSSNER MISSION 1949 - 1970.

Ein Rückblick

Horst Krockert in "Wegmarken"

Im Jahre 1970 wurde das Seminar für den kirchlichen Dienst in der Industriegesellschaft vom rechtsrheinischen Mainz-Kastel, politisch einem Ortsteil der hessischen Landeshauptstadt Wiesbaden, in das linksrheinische Mainz, Landeshauptstadt von Rheinland-Pfalz, verlegt. Das Kasteler Jugendwohnheim, wesentlicher Bestandteil des Arbeitszentrums am Rhein, war aufgelöst und das Gossnerhaus geschlossen worden. Damit war ein Abschnitt der Nachkriegsgeschichte der Gossner Mission zu Ende, ein neuer wurde eröffnet.

Hier soll aus der Sicht eines früheren Teilnehmers und zeitweisen Mitarbeiters am Kasteler Industrieseminar ein Rückblick auf diesen Abschnitt wiedergegeben werden.

1. Die Suche

1.1 Neuer Anfang im Lande der Restauration

Als das Kuratorium der Gossner Mission den Pastor Horst Symanowski nach Mainz am Rhein schickte, war Deutschland immer noch dabei, herauszufinden, wie seine Nachkriegsgeschichte verlaufen sollte. Es war das Jahr 1949. Das neue Geld - es hieß hüben und drüben zunächst noch "Deutsche Mark" - war noch kein Jahr alt. Man tanzte Samba in Westdeutschland. Wer Sinn für Höheres hatte, feierte das Goethejahr: Thomas Manns Vortrag zu dem unvermeidlichen Thema "Goethe und die Demokratie" war wohl als Orientierungshilfe gedacht.

Eben war nach 13 Monaten die sowjetische Berlin - Blockade samt amerikanischer Luftbrücke zu Ende gegangen. Die Spaltung Deutschlands und der Welt war noch nicht vollzogen, aber kräftig im Gange. Im Osten Berlins lud die neugebildete "Nationale Front" ein, die deutsche Einheit mit einer Art Zentralregierung zu retten, und im Westen wollte eine Partei unbedingt "Gesamtdeutsch" heißen - aber die Verhältnisse, sie waren halt nicht so. Die Republiken West und Ost bildeten sich, jede mit dem Anspruch, das "eigentliche" Deutschland darzustellen. Die Spaltung der Welt war auch außerhalb Deutschlands nicht aufzuhalten. Sie erfaßte auch den gesellschaftspolitischen Bereich: Im gleichen Jahr 1949 zerbrach die internationale Gewerkschaftssolidarität; die westliche Mitgliederhälfte verließ den Weltgewerkschaftsbund.

Von den Theologen, die damals das Erbe der Bekennenden Kirche wahren wollten, wurden die Gehversuche in westlich-demokratischer Staatlichkeit skeptisch verfolgt. Ihr Mißtrauen war freilich von anderer Art als das vieler junger Leute, die in jenen Jahren unter dem Motto "Ohne mich" auf Distanz zu jeder Politik gingen. Es war vielmehr zunächst **die Erinnerung an die allgemeine deutsche Mitläuferschaft unter dem Hitlerregime**, die gezeigt hatte, wozu dieses Volk imstande sein kann. **Diese Erfahrung hatte sich bei vielen Christen der mittleren Generation zu der Erwartung verdichtet**, früher oder später würden die rechten Kräfte dieses Landes - das nach einem späteren Wort Gustav Heinemanns zu den schwierigen Vaterländern gehört - **wieder eine Situation herbeiführen, in der Christen Gott mehr gehorchen müssen als den Menschen.**

Diese evangelischen Christen waren sicher nicht besonders "nationalbewußt" -aber die politische Entscheidung der westdeutschen Mehrheitsführung, die kapitalistisch organisierte Freiheit "West" auch um den Preis der Separation höher einzuschätzen als eine deutsche Einheit in friedlicher Neutralität, bestätigte ihnen ihr Mißtrauen ebenso wie die wenige Jahre danach einsetzende Wiederbewaffnung und die zahlreichen anderen Signale historischer Unverbesserlichkeit. Es schien ja damals, als gäbe es zum Kommunismus nur eine einzige Alternative für jeden anständigen Deutschen, nämlich einen unerbittlich konsequenten, jeden Winkel des Gemeinwesens erfassenden Antikommunismus. Die Auseinandersetzung mit derlei Nachkriegs-Zwangsvorstellungen ist für eine richtige Beurteilung der Arbeit von "Gossner West", die Horst Symanowski damals in Mainz-Kastel begann, mindestens ebenso wichtig wie die Begegnung des Theologen mit der fremdartigen industriellen Arbeitswelt. Das Erbe der Bekennenden Kirche wurde im Bereich der Gossner Mission nicht zuletzt von Horst Symanowski lebendig erhalten. Er dachte deshalb nicht daran, den Widerspruch gegen eine politische Rückwärtsentwicklung gleichsam als "privates" Engagement zu betrachten und von der theologischen Aufgabe, mit der er für Gossner nach Westdeutschland geschickt worden war, getrennt zu praktizieren. Die jungen Theologen in den **Aufbaulagern** der Anfangszeit und in den **Industrieseminaren** der späteren Jahre waren immer voll mit den politischen Auseinandersetzungen der Zeit, vom KPD-Verbot über die Einführung der Wehrpflicht bis zum "Spiegel"-Komplott des weiland Verteidigungsministers Franz-Josef Strauß. Viele beteiligten sich an den Ostermärschen; viele findet man auch heute wieder in der Friedensbewegung, die in ihrem Verständnis keine Begleiterscheinung, sondern Bestandteil des missionarischen Zeugnisses im Atomzeitalter ist.

An Verdächtigungen in und außerhalb der Kirche fehlte es nicht; auch das gehört zu dieser Geschichte. Setzte Symanowski sich nicht unermüdlich gegen das Verbot der KPD ein? Hieß das nicht mit anderen Worten: für den Kommunismus? Weigerte er sich nicht zugleich in auffälliger Weise, sein politisches Engagement -

wenn es denn schon sein mußte - im geordneten Rahmen einer der Parteien zu suchen, die als demokratisch legitimiert und renommiert galten? Der wachsame Staat hatte seine Mutmaßungen: Monatlang wurde Horst Symanowskis Briefpost erkennbar geöffnet und kontrolliert. Aber auch viele Pfarrerkollegen waren irritiert. Manche vermuteten bei Symanowski eine Art "Neuer Lehre", durch die das Evangelium an den "Sozialismus" ausgeliefert wurde.

1.2 Was heißt hier "Mission"?

Es war auch für weniger mißtrauische Kirchenmänner oder -frauen nicht leicht zu verstehen, was im Gossnerhaus zu Mainz-Kastel unter Horst Symanowskis Einfluß vor sich ging. Wie man hörte, war der Pastor aus Ostpreußen hierher geschickt worden, um eine Niederlassung der Gossner Mission in Westdeutschland zu gründen. An der Universität in Mainz war ein Lehrstuhl für Missionswissenschaft errichtet worden, das mochte für die Wahl des Ortes den Ausschlag gegeben haben. Hier war Martin Niemöller Kirchenpräsident; auch das war sicher nicht ohne Bedeutung. Die Gossner Mission gehörte allerdings nicht zu den Gesellschaften, die schon früher in diesem Kirchengebiet beheimatet gewesen waren. Man konnte aber verstehen, daß eine Missionsgesellschaft, die ihr östliches Hinterland verloren hatte, nun im Westen Fuß zu fassen versuchte. In missionsbewußten Kreisen rückte man wohl auch ein wenig zur Seite, um der teilweise "heimatvertriebenen" Missionsgesellschaft nicht das Existenzrecht zu versagen. Es war ja doch klar, daß für das Missionsgebiet - man hatte gehört, daß es irgendwo in Indien liegt - neue kirchengemeindliche Hilfsquellen gewonnen werden mußten. Und man verstand, daß dabei der Missionsgedanke neu in die Diskussion kommen mußte.

Aber mit einem Missionshaus hatte das Zentrum, das in Mainz-Kastel entstanden war, wenig Ähnlichkeit. Wer es etwa Mitte der fünfziger Jahre als interessierter Gast besuchte, fand ein Ensemble sehr unterschiedlicher Betriebsamkeiten vor. Das große Haus am Rhein war zunächst einmal ein **Wohnheim für Lehrlinge und Jungarbeiter**. Ferner trafen sich hier regelmäßig Männer und Frauen - wie man hörte: **Arbeiter und Angestellte aus nahegelegenen Industriebetrieben**, meist mit ihren Ehepartnern. Mit denen war Symanowski in Kontakt gekommen, als er selber **Hilfsarbeiter im Zementwerk** war, und **diese kirchenfremden Menschen hatten sich offensichtlich von dem Pfarrer in ein jahrelang währendes Dauergespräch über Gott und die Welt mitnehmen lassen - zumeist über die Welt, vor allem die des industriellen Alltags**. An manchen Sonntagen wuchs der Kreis der Gäste von außen beträchtlich an. Sie nannten das dort "Gossner-Sonntag". Der hatte mit Bibel, Eintopfessen und aufregenden Gesprächen seine besondere Anziehungskraft. Schließlich gab es im Hause noch Gruppen zumeist junger Theologen; die waren hier zu einem Seminar oder zu einem kürzeren Praktikum zusammengekommen. Aber auch deren Anwesenheit und Interesse war weniger an den Ergebnissen der

Mission in Indien ausgerichtet als an der Lebens- und Denkweise von Industriearbeitern im heimischen Deutschland.

Also vielleicht war das da in Mainz-Kastel eine Art "Arbeitermission" unter den zwar meist getauften, aber völlig interessenlosen Randsidern der Volkskirche? Manchem wohlgesonnenen Besucher des Gossnerhauses merkte man an, wie hoffnungsvoll er so oder ähnlich fragte. Denn mit einer solchen Zielsetzung schien sich die Aktivität der Leute um Symanowski einleuchtend vermitteln zu lassen, auch in Verbindung mit dem Begriff der Mission.

Das fügte sich sogar in eine gewisse Tradition und brauchte nicht als unerhörte Neuerung zu befremden: Es gab den Begriff der "Inneren Mission", von der Johann Hinrich Wichern vor gut hundert Jahren gefordert hatte, daß sie als Liebesdienst "des heilerfüllten Volkes zur Verwirklichung der christlichen und sozialen Wiedergeburt des heillosen Volkes" zu praktizieren sei "...gleichsam vor den Toren der geordneten Kirche". Und seit dem Ende des Ersten Weltkrieges kannte man in Deutschland den Begriff der "Volksmission", nach einem ihrer Initiatoren "die Mission, die die Volkskirche an sich selbst und an ihrem Volk zu treiben hat". Was lag näher, als das Verständnis der Arbeit von "Gossner West" in dieser Richtung zu suchen?

Als sich Horst Symanowski im März 1949 der evangelisch-theologischen Fakultät an der Universität Mainz vorstellte, konnte man seine Rede tatsächlich "volksmissionarisch" verstehen. Die für Mainz-Kastel später so charakteristisch gewordene Pointe - sie wurde später in Anlehnung an Heinz-Dietrich Wendland "gesellschaftsdiakonisch" genannt - war noch nicht erkennbar, wenn er von den mobilen Wohnwagen-Einsätzen berichtete, mit denen die Gossner-Mitarbeiter ein Jahr zuvor im Oderbruch versucht hatten, Kirche dahin zu transportieren, wo keine Kirchen mehr standen. Und wenn er die "missionarische Verantwortung der Kirche in Deutschland" beschrieb: "Wir möchten in Deutschland wieder Boten, Herolde unseres Herrn sein, die zu den Unwissenden, zu den Fernstehenden gehen... Auch die Heidenmission im fernen Land gibt uns keine Absolution für unser Schweigen gegenüber dem Heidentum im eigenen Lande."

Aber schon in den Aufbaulagern, die unmittelbar nach diesem Mainzer Appell in Kastei begannen, hatte sich eine Änderung der Richtung angekündigt.

1.3 Darf der missionarische Impuls sich umkehren?

Von den ersten Aufbaulagern zur Errichtung des Kasteler Gossnerhauses angefangen bis hin zu dem später fest darin eingerichteten Seminar für kirchlichen Dienst in der Industriegesellschaft vollzog sich ein Entdeckungs- und Lernprozeß mit schrittweisen Erkenntnissen und überraschend sich ändernden Fragestellungen. Einsichten wurden gemeinsam in Diskussionen gewonnen, gewogen, weitergeführt

oder auch als unwichtig zurückgestellt, als unbrauchbar verworfen. Das erwies sich - besonders im späteren Seminarbetrieb - als schwierig für Beobachter, gelegentlich auch für neu ankommende Lehrgangsteilnehmer, wenn sie etwa erwarteten, nach bewährten Methoden der Wissensvermittlung von sachkundigem "Lehrpersonal" mit klaren Vorgaben und erkennbaren Lernzielen zu erfahren, wie sich "kirchlicher Dienst" mit missionarischem Impuls in der fremdartigen Lebens- und Denkwelt des Arbeiters bewegen kann.

Besonders genervt fühlten sich Mitarbeiter und Freunde des Kasteler Zentrums durch hartnäckige Fragen nach der "Konzeption", die dem Ganzen zugrundeliegen sollte - und durch das manchmal ungläubige Erstaunen, daß das Fehlen einer solchen Konzeption sozusagen zum Prinzip einer experimentellen Annäherung an dasjenige erhoben werden sollte, was sich schließlich als "Aufgabe" herausstellen könnte. Schon in den Aufbaulagern, an denen einige hundert Studenten verschiedener Fakultäten und Gäste aus mehrerer Herren Länder teilgenommen hatten, war durch die ökumenische Atmosphäre gewährleistet, daß die Frage nach dem Sinn der Sache nicht gar zu "deutsch" ausfiel (ein Teilnehmer: »You Germans are always grundsätzlich«). Bei den Selbsthilfe-Bauarbeiten und bei der Hilfsarbeiter-Tätigkeit im nahegelegenen Zementwerk zur Produktion des benötigten Baumaterials war es **zu sehr persönlichen Kontakten mit Werktätigen gekommen; solche Basis-Beziehungen blieben fortan bestimmend für nahezu alle vom Gossner-Zentrum West ausgehenden Aktivitäten** und halfen verhindern, daß die Diskussionen sich ins Akademische erhoben - oder sich zur Frage nach kirchlicher Nutzenanwendung der Erkenntnisse verdünnten.

Daran war bald niemand mehr interessiert. Die Frage etwa, wie man kirchenfremden Arbeitern die Kirche nahebringen konnte - oder auch deren Botschaft, das Evangelium, das Wort Gottes -, verschwand schnell aus den Diskussionen "bei Gossners". Die Frage nach der Befindlichkeit des von der industriellen Arbeitswelt geprägten Menschen war hier nicht nur der Versuch, ihn besser zu verstehen, um ihm "in seiner Sprache" eine Botschaft verdolmetschen zu können. Sie sollte vielmehr mindestens ein Stück weit die Solidarität des Fragenden - manche meinten: die Solidarität "der Kirche"! - mit ihm glaubhaft machen.

Dabei mußte dieser so geprägte Mensch natürlich mehr sein als nur eine Art Interviewpartner; er mußte vielmehr geradezu den Ton angeben!

In vielen der Freitag-Abend-Gespräche im Gossnerhaus schien sich deshalb der missionarische Impuls geradezu umgekehrt zu haben. Diese Diskussionsrunden waren - ob nun mit oder ohne Bibeltext - ganz sicherlich kein "Mittel der Kirche", Arbeiter und Angestellte von irgend etwas zu überzeugen. Vielmehr schienen umgekehrt diese Männer und Frauen Gefallen daran zu finden, die Kirche von

etwas zu überzeugen - häufig eher: eine andere Kirche zu verlangen! - und dabei zu ihrer Verwunderung eine Art Kirche zu erleben, die sich diese Forderung gefallen ließ.

Was die Solidarität angeht: Nicht wenige der beteiligten Theologen empfanden es als unzureichend, diese Solidarität nur im kollegialen Miterleben am Arbeitsplatz zu erweisen. Wovon war der Arbeiter oder die Angestellte abhängig: Das war nur ein Teil der Frage, die sich stellte. Wie konnten sie sich in diesem Gefüge von Bedingungen und Fremdbestimmungen selbst verwirklichen? Wo konnte er oder sie sich dafür engagieren, einen Anteil an den Entscheidungen zu gewinnen, die das Leben in und außerhalb des Betriebes so nachhaltig bestimmten? Die Beschäftigung mit Betriebsratswesen, mit Gewerkschaften, auch mit den sozialpolitischen Entwürfen der Parteien wurde als unausweichlich empfunden, und mancher der jungen Theologen fühlte sich gedrängt, um der Solidarität willen, den Arbeitskollegen auch dahin mit persönlichem Engagement "nachzusteigen", wo sie aus der Objektrolle heraus zur Mitbestimmung an ihrer betrieblichen und gesellschaftlichen Rolle befähigt werden könnten.

Nur wenige ahnten anfangs schon, daß Symanowskis Suche nach einer Überwindung der Kluft zwischen Kirche und Gesellschaft nicht mit der Entdeckung einer gangbaren Brücke enden könnte. Viele wähten in Kastel noch eine Suche nach "neuen Wegen der Verkündigung", nach neuen, zusätzlichen Diensten oder Ämtern der Kirche. Daß dabei nicht weniger als eine Forderung nach gründlicher Veränderung beider - der Kirche und der Gesellschaft -herauskommen würde, war nicht ohne weiteres erkennbar. Man hätte damit auch kaum Kirchenleitungen dazu bewegen können, einen Teil des Pfarrernachwuchses zur Fortbildung nach Mainz-Kastel zu schicken. Vermutlich wäre es auch kaum dazu gekommen, daß Firmenleitungen bei einer solchen beängstigenden Aussicht Arbeitsplätze für Theologennachwuchs aus dem Gossnerhaus zur Verfügung gestellt hätten.

2 Der Weg

2.1 Das Industrieseminar für Pfarrer und Vikare

Nach einer Art "missionarischem Spezialdienst" hatte sich noch angehört, was Horst Symanowski in seiner Rede vor der Mainzer theologischen Fakultät 1949 in Aussicht gestellt hatte: "Der Missionar für Deutschland wird darin unterrichtet werden müssen, was die Gedankenwelt etwa des Industriearbeiters ausmacht, wie die Geschichte des Sozialismus aussieht und was der Fragen mehr sind... Als einer der ihnen wird er mit Arbeitern leben und schaffen und bei ihnen nicht nur eine episodenhafte, vorübergehende Beschäftigung, sondern auf diese Weise einen langjährigen Dienst finden."

Bei solchen Worten glaubt man das Bild eines "evangelischen Arbeiterpriesters" vor Augen zu haben, der nicht ins Pfarramt gegangen ist, sondern seinen Lebensunterhalt als Arbeitskollege unter Kollegen im Betrieb verdient. Es kam anders.

Auf der Synode in Espelkamp 1955 ließ Horst Symanowski erkennen, daß es nicht um die Heranbildung von Industrie"missionaren" nach dem Vorbild der Arbeiterpriester ging, sondern um ein theologisch richtiges, d.h. christologisch orientiertes Verständnis der Beziehung zwischen Kirche und Gesellschaft ("Welt"). Die Kluft zwischen den kirchenfremden Arbeitern und der weltfremden Kirche ist unübersehbar, aber **"Wie können wir dem kirchenfremden Menschen deutlich machen, daß es eine Trennung von Gott und Mensch seit Jesus Christus nicht mehr gibt?"**

Ein Jahr später - 1956 - eröffnet das Kasteler Industrieseminar seinen ersten Halbjahreskurs für Pfarrer und Vikare gleichsam mit dieser Frage. Erstens macht sie deutlich, wie sehr sich die Kasteler Arbeit im Ansatz von anderen evangelischen Aktivitäten unterscheidet - vom Evangelischen Arbeiterwerk etwa, von der Sozialakademie zur Ausbildung von Sozialsekretären in Friedewald, von der industrieorientierten Seelsorge durch Tagungsarbeit an der Akademie in ,Bad Boll, von der sozialetischen Studienarbeit in Villigst. Zweitens kann bei dieser Fragestellung von vornherein nicht davon ausgegangen werden, daß Christus wie selbstverständlich auf der Seite der Kirche, in der kirchenfremden industriell geprägten Moderne und ihren Menschen dagegen ein Christus-Vakuum angenommen werden müßte: **"Wir müssen die Hoffnung wagen", so Symanowski in einem späteren Bericht über fünf Jahre Industrieseminar, "daß er (Christus) uns nicht nur in die Fremde einer 'gottlosen' Welt hinausschickt, um von uns in der Auseinandersetzung mit der verwirrenden Vielfalt einer feindseligen Weltwirklichkeit 'christliche Bewährung' zu erwarten, sondern daß er schon immer vor uns in der Welt - auch in der Gesellschaft, in den Organisationen von Wirtschaft und Handel, Arbeit und öffentlichem Leben, Politik und Kultur - als deren auferstandener Herr auf dem Plan und am Werk ist!"**

Was die Kirche den Menschen in ihrer Kirchenferne zu bezeugen hat, ist die Aufhebung der Trennung zwischen Gott und Menschenwelt in Christus. Was sie dabei zu entdecken hat, ist Christus in der so kirchenfremd gewordenen Menschenwelt. Was ihr dabei selber widerfährt, wird sich herausstellen. Das sie bleiben wird, wie, sie ist, wird zweifelhaft. So läßt sich der Ansatz zusammenfassen, mit dem die Kasteler Seminararbeit einsetzte.

Die in den Halbjahreskursen schrittweise im Austausch zwischen Horst Symanowski, den wechselnden Gastreferenten und den Seminarteilnehmern

entwickelten theologischen Versuche glichen Entdeckungsfahrten. Die Orientierung der jungen Theologen lag in jenen Jahren zumeist - wie einer es ausdrückte - "irgendwo zwischen Barth und Bultmann". Hier dagegen wurde gemeinsam und nach Herzenslust ganz unsystematisch gedanklich experimentiert. Und immer stand gleichsam "Kumpel Anton daneben": In den Wochen des Betriebspraktikums, in den Freitag-Abend-Diskussionen und "Gossner-Sonntagen", auch in Gestalt der jugendlichen Bewohner des Lehrlingsheimes, die sowieso im Gegensatz zu den sich ablösenden Gruppen das kontinuierliche, weil längerfristig präsente Element des Gossner-Zentrums bildeten.

Freilich dämmerte es doch vielen Teilnehmern an den Seminarkursen, wie schwierig es sein würde, einen solchen Versuch christologischer Wertung der Säkularisation in den "normalen" kirchlichen Dienst zu integrieren, der vor ihnen lag. Die meisten von ihnen würden in ein Gemeindepfarramt gehen. Was kann man den Gemeinden zumuten? Und wie setzt man als Gemeindepfarrer eine "christliche Existenz in der industriellen Welt" fort - wenn man sie überhaupt schon richtig begonnen hat? Manche konnten eines der neuen Ämter der in vielen Landeskirchen entstehenden "Industrie- und Sozialarbeit" übernehmen. Immerhin, diese Tätigkeit lag in der Nähe des Erlebnisbereiches. Und man konnte von da aus den Arbeiterinnen und Arbeitern, den Angestellten und Gewerkschaftsfunktionären das Interesse der Kirche an ihnen, fallweise vielleicht sogar ein Stück Solidarität signalisieren. Von daher konnte es sogar so scheinen, als wäre das Seminar für kirchlichen Dienst in der Industriegesellschaft im Grunde doch eben dies: Eine Ausbildungsstätte für den Spezialdienst "Industrie- und Sozialpfarrer". Das aber war es mit seinen hartnäckigen Fragen nach einem veränderten Selbstverständnis, einer veränderten Gestalt und einem andersartigen Christuszeugnis der Kirche in einer veränderten, in ihrer Säkularität bestätigten Welt nun eben nicht.

2.2 Läßt sich die Kirche verändern? - Elemente einer missionarischen Gemeinde

Hilfreich erwies sich für viele "Kasteler" der christologisch-ekklesiologische Entwurf Hans-Ruedi Webers vom Laienreferat des Ökumenischen Rates der Kirchen in Genf. Er vermittelte als Gastreferent des Seminars Vorstellungen von J.Chr. Hoekendijk und H. Kraemer über **die "missionarische Gemeinde" in der säkularisierten Welt**. Dabei wurde der Begriff "Kirche" zunächst einmal aus seiner Enge, nämlich dem sogenannten "kirchlichen Leben" im bloßen Sinne von Gottesdienst, Gruppen und Kreisen, Pfarramt und Gemeindehaus, Kirchenvorstand und Kirchenleitung dadurch herausgeführt, daß die Ekklesia Christi eine zweite Existenzweise zugeschrieben bekam, ja daß diese zweite bei näherem Hinsehen sogar der primäre, eigentliche Ort des christlichen Zeugnisses wurde: In Gestalt der Laienchristenheit "in der Welt" mit all ihren unterschiedlichen Aktivitäten und

Passivitäten, als handelnde Subjekte und leidende Objekte ganz weltlicher Vorgänge. Weber nannte diese andere Existenzweise "Kirche als Diaspora" im Unterschied zur "Ekklesia", d.h. der zum Gottesdienst versammelten oder zur Institution organisierten Gemeinde samt Überbau. Daß auch diese Diaspora-Existenz "Kirche" war und nicht einfach "Welt" oder "Gesellschaft", erleichterte es den Kastelern, die ohnehin auf der Suche nach Christus außerhalb der Kirchenmauern waren, ihre Vorstellungen mit der kirchlichen Realität in ein Bild zu bringen.

Das von H.R. Weber angebotene Konzept konnte sich sogar zu der sonst als unbefriedigend empfundenen Wirklichkeit der "Volkskirche" in Beziehung bringen lassen, wenn auch der Begriff des "Volkes" dabei einen ganz anderen Inhalt erfuhr. Der "Laien"referent des Weltkirchenrates machte klar, daß der Begriff "Laie" innerhalb der Kirche nicht so zu brauchen sei wie außerhalb der Kirche, also zur Bezeichnung des "Nichtfachmannes", womöglich zur Kennzeichnung seiner Ahnungslosigkeit im Vergleich zum Theologen oder Pfarramtsinhaber. Der Laikos ist vielmehr seinem sprachlichen Ursprung nach ein Angehöriger des Laos, des Volkes. Aber was für eines Volkes? Mußte man sich als Christ nicht sogleich daran erinnern lassen, daß man zum neutestamentlichen Volk Gottes gehört, eben dem LAOS THEOU, und mußte man nicht deshalb den verflachten und mißbrauchten "Laien"-Begriff - auch über sprachgeschichtliche Bedenken hinweg - entschlossen so anwenden?

Der ganze Laos Theou - und nicht nur der Inhaber eines Pfarr- oder Missionarsamtes - ist dazu bestimmt, die Gegenwart und die Kraft Christi, des Gekreuzigten und Auferstandenen, in allen Bereichen der Menschenwelt zu bezeugen.

Daraus ergaben sich mehrere Folgerungen. Sie gewannen einige Bedeutung in den weiteren Diskussionen über Symanowskis christologisch-missionarischen Ansatz und über das Selbstverständnis des Gossner-Industrieseminars.

Zum einen wurden die Funktionen der "versammelten" Gemeinde ("Ekklesia") in dem Maße bedeutungsvoll oder bedeutungslos, wie sie sich auf jene andere Existenzweise ("Diaspora") bezog oder eben nicht. Die Gemeinde als "Versammlung" samt den ihr dort zugeordneten Ämtern und Diensten rüstet und trainiert sich in Gottesdiensten, Kreisen und Gruppen für ihr Christuszeugnis als Gemeinde in der "Zerstreuung". Andernfalls verkümmert sie zu religiöser Introversion. Die Lebendigkeit der Kirche ergab sich nach diesem Bild aus dem "Rhythmus", dem Pulsieren zwischen ihren "zwei Existenzweisen". Symanowski, der das gern übernahm, sprach gelegentlich sehr bildhaft von dem "Infarkt", der der Kirche dann drohe, wenn dieses dem Blutkreislauf vergleichbare Pulsieren nicht mehr festzustellen sei - wenn die Kirche sich mit anderen Worten nur noch als die

in der parochialen Organisation samt institutionellen Überbau "versammelte" Gemeinde begreife.

Zum zweiten verband sich damit eine **Entlastung des Missionsbegriffes von gleichsam evangelistischen Bekehrungserwartungen**. Das Christuszeugnis der "zerstreuten" Gemeinde, also der "Laien"christen im Berufs- oder politischen Leben, bestand nicht darin, Menschen durch das überzeugende Gespräch am Arbeitsplatz oder sonstwo in der "Welt" aus deren säkularisierter Abgefallenheit zurückzuholen. **Es bestand vielmehr aus "ansteckender Menschlichkeit", wie sie von Jesus eingeleitet worden war und nun an ihm orientiert sein mußte, also das Mit - Leiden allemal mit umfaßte. Die Säkularisation wurde dabei gerade nicht mehr als der große Abfall gewertet, als Produzent des Neuheidentums, das mit seiner Kirchen- und Religionsferne zugleich Gottes- und Christusferne bekundete. Die "Weltlichkeit" der Welt wurde vielmehr positiv gewertet.** Damit knüpfte diese Vorstellung mit vielen anderen in der Ökumene an Bonhoeffer an, wie überhaupt die Heimkehr Bonhoefferschen Denkens auf dem Umwege über die Ökumene die Diskussion in Mainz-Kastel weitgehend bestimmte, sehr im Unterschied zu den deutschen Universitäten, von denen die Seminarteilnehmer gekommen waren. Es versteht sich, daß der von Weber vertretene Missionsbegriff sich gut mit den Vorstellungen Symanowskis traf.

Drittens verband sich mit dieser Vorstellung eine Entlastung des Theologen im kirchlichen Amt - allerdings auch eine Entmachtung, weil sich nach diesem Verständnis in den Kirchengemeinden nicht mehr alles um den Pfarrer drehen, nicht mehr alles von seiner Initiative und von seiner Begabung abhängig sein durfte. Er war nur mehr der theologische, eben dafür besonders vorgebildete und beruflich freigestellte Helfer der Gemeinde. Das Subjekt des kirchlichen Geschehens war das sich der Hilfe von Kerygma, Diakonia und Koinonia (Zeugnis, Dienst, Gemeinschaft; Hoekendijk) bedienende Volk Gottes, waren also die "Laien" mit ihrem Wissen um die Dinge der Welt, das der Theologe im Amt so nie teilen konnte - aber auch nicht brauchte.

2.3 Perspektiven für die Arbeit im Pfarramt

Die Sache mit der Entlastung und Entmachtung des Theologen im Pfarramt hört sich heute bei weitem nicht mehr so kühn an wie sie es damals war. Inzwischen hat sich in vielen Gemeinden im Verhältnis zwischen Gemeindegliedern und Pfarrern einiges verändert. In vielen Kirchenvorständen ist der Pfarrer nicht mehr Vorsitzender; in Gottesdiensten ist die Mitwirkung von Gemeindegliedern selbstverständlich geworden, und die Weltzugewandtheit von Gottesdiensten, die heute nicht selten bis zu ihrer Instrumentalisierung zugunsten einer bestimmten Willensbildung in politischen Fragen geht, hat heute schon zu heftigen

Gegenforderungen in evangelikaler Richtung geführt. **Damals aber, Ende der fünfziger Jahre, kostete es noch Mühe, die Reichweite christlicher Verkündigung bis hinein in politische Entscheidungsfragen überhaupt zu begründen.**

Von einer "Verweltlichung" oder auch Politisierung der Kirche konnte nach dem Weber/Hoekendijkschen Konzept keine Rede sein. Das politische Zeugnis der Kirche wurde vom LAOS erwartet, von den als "Diaspora" in der Menschenwelt lebenden und arbeitenden Christen. Sie sind Angehörige von Firmen und Körperschaften, Bürgerinitiativen, Gewerkschaften, Parteien und nehmen dort an der Willensbildung und Entscheidungsfindung teil. **Wenn es einer Ermunterung zu politischem Engagement bedurfte, so wurde sie eher darin gesehen, "abstinente" Christen zur Mitwirkung in Gewerkschaften und Parteien zu drängen - nicht aber die Institution Kirche als politisch mitredenden Faktor in Erscheinung treten zu lassen.** Der Talar auf Demonstrationen und die Instrumentalisierung des Gottesdienstes als öffentliche Kundgebung gegen etwas waren überhaupt nicht gefragt, ebensowenig die heute so oft geforderte "eindeutige" Stellungnahme amtlicher Kircheninstanzen zu konkreten politischen Entscheidungen.

Ein weiterer Entlastungseffekt ergab sich für die Erwartungen der Teilnehmer hinsichtlich ihrer künftigen Rolle. Es blieb zwar gut und richtig, daß Pfarrer und Pfarrerinnen Erfahrungen in der Welt der Industrie gewannen und daß dies in der Solidarität mit Arbeiterinnen, Arbeitern und Angestellten auf der untersten Betriebsebene erfolgte. Aber es bedurfte des Theologen dort nicht. Die von Symanowski vor den Mainzer Studenten 1949 noch formulierte Forderung, es würden Theologen gebraucht, die unter den Industriearbeitern ihr "Missionsfeld" hätten, und der "Missionar" würde "als einer der ihren...mit Arbeitern leben und schaffen und bei ihnen nicht nur eine episodenhafte, vorübergehende Beschäftigung, sondern auf diese Weise einen langjährigen Dienst finden", hatte auf etliche von den späteren Seminarteilnehmern bestechend gewirkt, aber sie war nun nicht mehr notwendigerweise das Motiv dafür, sich im Gossnerhaus zu einer besonderen Orientierung verhelfen zu lassen. **Nach dem Konzept der "missionarischen Gemeinde" war der Platz des Theologen ohne Zweifel in der "versammelten Gemeinde" - auch wenn er nun weit stärker herausgefordert würde durch die Erfahrungen und die Probleme, die die Gemeindeglieder aus ihrem Erlebnisbereich in die Versammlung mitbringen.**

Allerdings zeigte sich denen, die daraufhin beruhigter in eine Gemeindepfarrstelle gingen und im Sinne der "missionarischen Gemeinde" arbeiten wollten, daß die Sache nun doch wieder da ihre Grenzen hat, wo es sich um Industriearbeiter handelt: Auch da, wo heute lebendige, der politischen und gesellschaftlichen Welt

gegenüber aufgeschlossene Gemeinden bestehen, fühlen Arbeiter sich nicht zu Hause, finden sie keinen Zugang. Die alten soziologischen Barrieren scheinen innerhalb der "versammelten Gemeinde", solange darunter die klassische Ortsgemeinde zu verstehen ist, nicht aufgehoben zu werden, und das liegt offensichtlich nicht an der Motivierung des Pfarrers oder der Pfarrerin. Es geht darum wohl nicht ohne den ergänzenden Dienst kirchlicher Industrie- und Sozialpfarrämter, in denen nicht wenige der Seminaristen ihren Dienst gemeinsam mit meist aus der Arbeiterschaft kommenden Sozialsekretären und Sozialsekretärinnen taten oder noch tun.

2.4 Kann man die Gesellschaft verändern? - Für eine humanisierte Arbeitswelt

Im Jahre 1949 hatte zu den Forderungen Horst Symanowski vor den Mainzer Theologiestudenten die "Unterrichtung" nicht nur darüber gehört, wie die Gedankenwelt des Industriearbeiters beschaffen ist, sondern auch darüber, "wie die Geschichte des Sozialismus aussieht". Als sieben Jahre später die Halbjahreskurse des Industrieseminars begannen, wurde dieser Forderung Rechnung getragen. Damit war klar, dass es hier nicht nur um eine Bestandsaufnahme für die Befindlichkeit einer bestimmten Gruppe von Menschen ging, die der Kirche aus der Sicht geraten war. Vielmehr sollten auch die historisch - geistesgeschichtlichen Entwürfe in die Seminararbeit einbezogen werden, mit denen die zugrundeliegende Wirtschaftsverfassung kritisch analysiert und reformistische bis revolutionäre Änderungsversuche eingeleitet werden sollten.

Das Seminar befand sich damit in keiner schlechten theologisch-sozialethischen Tradition. Von dem doch gar nicht sehr "revolutionären" Emil Brunner mit seiner energischen Kapitalismuskritik bis hin zu Arthur Rich, für den "die christliche Existenz eine revolutionäre Existenz" ist, **stellen die ernstzunehmenden evangelischen Sozialethiken die herrschenden Grundsätze und die Folgen kapitalistischer Wirtschaftsverfassung in Frage, auch ohne ein radikal verändertes gleichsam "sündenfreies" Alternativsystem proklamieren zu wollen.**

Von der Fülle an Literatur, die die Seminarkurse mit oder ohne die Vermittlung durch fachkundige Gastreferenten erarbeitet haben, hat Arthur Richs "Christliche Existenz in der industriellen Welt" vermutlich die nachhaltigsten Anregungen zur Verarbeitung der eigenen Erfahrungen aus den Beobachtungen damaliger Betriebswirklichkeit gegeben. Rich folgt dabei einer Vorstellung von "Sozialismus", der kein Alternativsystem darstellen will, sondern vielmehr die Richtungsangabe für Lösungen ökonomisch-sozialer Probleme sein soll.

Was immer im Seminar an Beobachtungen über änderungsbedürftige Strukturen in der Arbeitswelt diskutiert wurde, mündete letztlich in dem Begriff der

"Mitbestimmung am Arbeitsplatz" als der Form demokratischer Selbsthilfe, die es dem oder der abhängig Arbeitenden ermöglicht, die "Objekt-Situation" zu überwinden, in der er oder sie letztlich unfähig zur Mitgestaltung des wichtigsten Teils im eigenen Lebensvollzug bleibt. Nach Auffassung des Seminars blieb demgegenüber vieles andere - einschließlich der außerbetrieblichen Tarifhoheit der kollektiven Arbeitnehmerorganisation - an Bedeutung zurück. In dieser Hinsicht hat es auch mit Gewerkschaften - auch übrigens mit den Mitbestimmungsforderungen in den damaligen politischen Programmen von SPD und Christlich-Demokratischer Arbeitnehmerschaft keineswegs Übereinstimmung gegeben. Es ist gelegentlich notwendig, daran zu erinnern, daß die aus christlicher Sicht eingenommene Position zugunsten von Arbeitnehmern sich nicht notwendigerweise durch Identität mit den im gesellschaftspolitischen Machtkampf von Gewerkschaften vertretenen Interessen ausweisen muß.

Die Forderung nach Mitbestimmung am Arbeitsplatz und nach einer ihr entsprechenden Betriebsorganisation ist weder durch die später erfolgte Mitbestimmungsgesetzgebung noch durch die inzwischen eingetretene technische Veränderung der Arbeitsabläufe erledigt. Es bleibt festzustellen, daß diese Vorstellung von keiner Seite in den gesellschaftspolitischen Diskussionen so intensiv vertreten wurde, wie dies von Seiten der Leitung, vieler Teilnehmer und vieler Freunde des Gossner - Industrieseminars der Fall war.

2.5 Das Gossnerhaus war mehr als das Seminar

Aus der kirchlich-theologischen Sicht eines früheren Seminarteilnehmers wird sich der Blick zurück auf das Gossnerhaus in Mainz-Kastel verständlicherweise am inneren Werdegang des Seminars festmachen, das anfangs "für den kirchlichen Dienst in der Industrie", später dann "für die Industriegesellschaft" hieß, und das seine Halbjahreskurse ab 1961 durch Betriebspraktika für Studenten - sie konnten nur wenige Wochen während der Semesterferien dauern - ergänzte. Aber das ist nur ein Teil der Geschichte.

Im Gossnerhaus lebten ständig bis zu 130 Menschen zusammen; Männer, Frauen, Jugendliche, Kinder. Hunderte von Menschen erinnern sich heute an die Jahre, die sie in Mainz-Kastel am Rhein zubrachten, als an einen wichtigen, bereichernden Abschnitt ihres Lebens.

In erster Linie wird das für die Mitglieder des Leitungsstabes mit ihren Familien gelten. Sie bildeten das stabilisierende Element in ruhigen und in kritischen Phasen der Geschichte dieses Zentrums, trugen beträchtlich zur Sozialisation quer durch die unterschiedlichen Gruppeninteressen bei und sorgten dafür, daß die Intensität

der internen Aufgabenbewältigung jederzeit verbunden blieb mit dem Klima eines für jedermann offenen, gastlichen Hauses.

In erster Linie waren hieran die Heimleiter mit ihren Familien beteiligt. Fritz Weißinger, damals noch Diakon, inzwischen Pfarrer und theologischer Ehrendoktor mit Tätigkeitsfeld im Bereich der ökumenischen Diakonie, hat neben Horst Symanowski mit seiner Familie wohl am nachhaltigsten zur Atmosphäre des Gossnerhauses beigetragen. Aus dem Jugendwohnheim-Bereich ist der langjährige Leiter Walter Gehring mit Frau und Kindern noch vielen in Erinnerung. Der Mitarbeiterstab in Haus und Küche war naturgemäß durch die Erfordernisse eines Heimes für Lehrlinge und Jungarbeiter am meisten gebunden. Das Erlebnis einer Hausgemeinschaft wurde von den Mitgliedern dieses Stabes in Wirtschaftsführung und Büro mitgetragen und vermittelt. Es wirkt offenbar auch nach, denn so, wie sich der wachsende Kreis ehemaliger Gossner-Seminaristen alljährlich bis heute als "Mainz-Kasteler Konvent" für mehrere Tage trifft (und - wie man an den Programmen erkennt - noch immer unentwegt an der gleichen Problematik zwischen Kirche und industrieller Erfahrungswelt arbeitet), so trifft sich noch heute gelegentlich, soweit erreichbar, der Kreis ehemaliger Gossnerhaus-Mitarbeiter, um das Gefühl der Zusammengehörigkeit wiederzuerleben.

Die Arbeitswoche begann mit dem gemeinsam gefeierten Herrenmahl, das am Frühstückstisch stattfand und deshalb nicht "Abendmahl" heißen konnte. Während nach den Einsetzungsworten Brot und Kelch von Hand zu Hand weitergereicht wurden, las jemand einen Text aus AT, NT oder meditativer Literatur. Teilnehmer trugen beim Gebet Anliegen aus den unterschiedlichen Erlebnisbereichen innerhalb und außerhalb des Hauses bei. Nach dem gemeinsamen Vaterunser folgte an Ort und Stelle ein ausgedehnteres Frühstück, das Gelegenheit zum Austausch von Informationen, Erfahrungsberichten und Grüßen bot. Wer im Haus war, nahm teil - wer von der Nachtschicht gekommen war, blieb auch schon mal im Bett, ohne daß ihm das nachgetragen worden wäre: **So intensiv die Ausdrücke von Frömmigkeit im Hause in Teilen auch erwecklich-pietistisch anmuten mochten, sie verbanden sich immer mit der Unbekümmertheit fröhlicher Liberalität.**

Das Jugendwohnheim bildete immer den größeren Teil der Hausbelegschaft. Die behördlich hierher vermittelten oder auch freiwillig über die Lehrzeit hinaus verbliebenen Jugendlichen kamen oft aus schwieriger sozialer Situation. Die Erzieher hatten unermüdlich die Spannung zwischen Freiheitsbedürfnis und Gemeinschaftserfordernis auszugleichen. Was erzieherisch für die Jungen (sie hießen damals noch nicht "Azubis") notwendig war, mußte als Ordnung des Hauses auch von allen anderen - samt Pfarrern, Pfarrerinnen, Seminardozenten und ökumenischen Gästen - mit eingehalten werden. Ein "christliches" Heim war es dabei allenfalls nach dem inneren Beweggrund der Erzieher, nicht nach einer die

Jugendlichen verpflichtenden Heimordnung. Die Enge der Verhältnisse hat es zwar nie zugelassen, daß - etwa wie in Akademien oder anderen Tagungsstätten - die einzelnen Aktivitätsbereiche unberührt nebeneinanderher vor sich gehen konnten. Aber die Jungen haben das Geschehen im Seminar, beim Gossneronntag oder bei den Freitagabend-Diskussionsrunden - von Ausnahmen abgesehen - lieber mit freundlicher Neugier aus der Distanz verfolgt. Jedenfalls war bei ihnen der Wille, sich nicht "irgendwie" christlich vereinnahmen zu lassen, stärker ausgeprägt als bei denjenigen Arbeitern und Angestellten aus benachbarten Betrieben, die aufgrund persönlicher Kontakte mit Horst Symanowski oder einem seiner Leute eines Tages über diese Hemmschwelle gelangt waren und zu den Gesprächen ins Haus kamen.

Das Zentrum West der Gossner Mission lag damals rechtsrheinisch und liegt auch heute - allerdings linksrheinisch - im Kirchengbiet der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau. Das hatte intensivere Beziehungen zu dieser als zu anderen Landeskirchen zur Folge. Die EKHN sichert finanziell und personell die Besetzung der Pfarrstellen für das Seminar. Sie hat aber für ihre eigene Arbeit auf den Gebieten Dienst in der Arbeitswelt, Mission und Ökumene kräftige Impulse empfangen. Theologische Mitarbeiter und Teilnehmer des Kasteler Industrieseminars, wie Theo Jaeckel, Horst Krockert, Christian Müller, Max-Georg Gutknecht-Stöhr übernahmen landeskirchliche Sozialpfarrämter; auch Sozialsekretäre und andere Mitarbeiter bis hin zum gegenwärtigen Leiter des Amtes für Industrie- und Sozialarbeit, Willi Heimann, waren als frühere Arbeiter aus Firmen im Umkreis der von Horst Symanowski geleiteten Arbeit und durch Kontakte mit ihm auf diesen Berufsweg gelangt.

Die Ämter für Industrie- und Sozialarbeit und für Mission und Ökumene unter den damaligen Leitern Krockert und Weißinger hatten ihren ersten Standort im Kasteler Gossnerhaus; hier entstanden ihre Konzepte, ihre erste personelle Zusammensetzung und ihre noch heute gültige Ordnung.

3 Zum Schluß noch einmal: Wieso "Mission"?

Die Gossner Mission hatte nunmehr drei Zentren, die seither in den beiden Teilen Deutschlands und in Westberlin mit sehr unterschiedlichen Aufgabenstellungen und voneinander unabhängig arbeiten. Soweit "Mission" dabei als verbindender Oberbegriff anzusehen war, hatte er durch die Arbeitsweise des Zentrums West in Kastel - ähnlich wie auch durch die Praxis der Gossner Mission in der DDR - solche Deutungen und Wendungen erfahren, daß es für Kuratoren und Mitarbeiter nicht immer ganz leicht war, die Gemeinsamkeit des Ganzen zu beschreiben.

Der Zusammenhang mit der klassischen Missionsgeschichte war natürlich da am erkennbarsten gegeben, von wo aus auch jetzt Mitarbeiter nach Übersee verpflichtet wurden, wenn auch mit sehr veränderten Aufgaben. Die Berliner

Geschäftsstelle sorgte für die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen und für die Projekte in Indien, später auch in Nepal und in Sambia. Aber trotz der Konzentration, mit der Kastel sich der Problemlage der heimischen Industriegesellschaft widmete, war auch dort die nunmehr sogenannte Dritte Welt ständig auf irgendeine Weise präsent. Das Haus bot sich als erste gastliche Empfangsstätte für Heimkehrer und Urlauber aus Indien an: der Rhein-Main-Flughafen lag nahe und Abholer waren immer zur Stelle. Hier wurden im größeren Zuhörerkreis erste Berichte über das Gedeihen oder Steckenbleiben von Entwicklungsprojekten im alten Missionsgebiet Chota Nagpur gehört und diskutiert. Die Ruhestands-Missionsschwester Auguste Fritz lebte mit im Hause und sorgte dafür, daß die Erinnerung an die Gossnersche Vorkriegsarbeit in Indien nicht erlosch. Arbeiter der benachbarten Fabriken sammelten Geld für einen "Traktor für Indien", als der Gedanke an "Brot für die Welt" erst noch auf Verbreitung wartete. Heimleiter Fritz Weissinger entwickelte sich rasch zum heimatlichen Experten für Übersee-Aufgaben. Seine Indien-Reisen dienten nicht nur - wie die anderer Kasteler Mitarbeiter - der Information, sondern der tatkräftigen Organisationshilfe an Ort und Stelle, besonders in Katastrophensituationen. Es scheint von daher verständlich, daß 1961 die noch junge Organisation "Dienst in Übersee" für eine gewisse Zeit ihre Vorbereitungskurse unter Leitung der Gossner Mitarbeiter Theo Jaeckel und Fritz Weißinger im Mainz-Kasteler Arbeitszentrum durchführen ließ.

Die Mainz-Kasteler Arbeit empfing ständig Impulse aus der Ökumene und wirkte zurück auf sie. Von der Aufbauzeit angefangen bis zur Umsiedlung nach Mainz gehörten ständig ökumenische Gäste oder Mitarbeiter zur Hausgemeinschaft. Manche begleiteten die Arbeit für längere Zeit, wie der amerikanische Pfarrer Bob Starbuck mit seiner Familie. Deren Mitarbeit erstreckte sich nicht nur auf das Seminar in Mainz-Kastel. Als Fraternal Workers aus der United Church of Christ lebten sie zeitweise auch in Berlin. Bob Starbuck hatte hervorragende Kenntnisse des gesamten Spektrums der Gossner-Arbeit in Ost und West samt der politischen Arbeitsbedingungen in Deutschland. Er konnte gelegentlich die Kommunikation zwischen den getrennten Arbeitszweigen so fördern, wie es seinerzeit ohne seine Mitarbeit kaum möglich gewesen wäre.

Im Jahre 1963 fand in Mexico City eine Weltmissionskonferenz statt, die die Wandlungen von "Mission and Evangelism" in einer sich rasch verändernden Welt behandelte. Hierzu hatte Mainz-Kastel ein Vorbereitungspapier erarbeitet, das die Erfahrungen und Diskussionsergebnisse des Seminars bis zu diesem Jahr zusammenzufassen suchte. Unter dem Titel "Der Dienst der Christen gegenüber Menschen in der säkularen Welt" wurde es auf der Konferenz vom Gossner-Mitarbeiter Krockert gemeinsam mit dem heutigen Leiter des Amtes für Mission und Ökumene der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau, Paul Löffler,

vertreten. Die Versammlung hat es im Sektionsbericht "The Witness of Christians in Secular Society" weitgehend berücksichtigt.

In den letzten Jahren seines Bestehens hat das Mainz-Kasteler Gossnerhaus noch ein weiteres Element in seine Arbeit aufgenommen. Bei der Verlegung des Seminars nach Mainz wurde es gleichsam als Erbe mit dorthin übertragen. Die ökumenischen Beziehungen der Kasteler Industriearbeit hatten schon seit Beginn der sechziger Jahre die nähere Kenntnis verwandter anmutender **"diakonisch-missionarischer" Initiativen** eingebracht, die im englischsprachigen Raum unter der Bezeichnung "Urban Industrial Mission" (UIM) bekannt geworden waren. Während sich im deutschen kirchlichen Bereich die Begriffe "kirchliche Industrie- und Sozialarbeit" oder "kirchlicher Dienst in der Arbeitswelt" durchsetzten, hatte besonders die Missionskonferenz in **Mexico City 1963 erkennen lassen, daß die Herausforderung des "Rapid Social Change" nicht nur im Prozeß der Industrialisierung, sondern zugleich schwerpunktmäßig in der Urbanisierung der Lebensformen gesehen werden müßte.** Mit der Pfarrerin Christa Springe, deren ökumenische Kontakte sich besonders im Bereich der UIM ergeben hatten, bekam dieser Schwerpunkt personell und programmatisch seinen Platz in der Arbeit des Zentrums Gossner-West.

Damit hatte auch der manchmal so problematisch empfundene Missionsbegriff - der im angelsächsischen Sprachbereich ohnehin einen etwas anderen Bedeutungsgehalt hat - eine zusätzliche Bestätigung in dem Sinne erfahren, der in Kastel schon vorher aus einer bloßen diakonischen Komponente des christlichen Missionsauftrages seinen eigentlichen Schwerpunkt werden ließ: **"Gesellschaftsdiakonie"**.

Wie viele Impulse zu einer wirksamen Veränderung von Kirche und Gesellschaft vom Gossnerhaus in Mainz-Kastel ausgegangen sein mögen, darf dahingestellt bleiben. Das Referat des Weltkirchenrats-Theologen H.R. Weber, das im Jahre 1958 der folgenden Diskussion im Seminar wichtige Impulse gegeben hat, nannte sie recht bescheiden: **"Elemente einer missionarischen Gemeinde"**. Elemente notwendiger Veränderung der Kirche: Die hat die Arbeit des Gossnerhauses in Mainz-Kastel erkennbar gemacht - mehr vielleicht nicht, aber bestimmt auch nicht weniger.

Umfrageaktionen der Evangelischen Kirche in Deutschland stellten zuerst die Frage: "Wie stabil ist die Kirche?" und später "Was wird aus der Kirche?". Nach den Erträgen der Kasteler Arbeit liegt die Antwort in der Stärke oder Schwäche ihres missionarischen Impulses, und in der Gestalt der Mission heute: Sie ist es für die "diakonisch-missionarische Gemeinde", deren Existenz auch für das örtliche Gemeinwesen Wirkung im Sinne der "ansteckenden Menschlichkeit" zeigen soll; sie ist es für die besondere kirchliche Industrie- und Sozialarbeit, in deren Zentrum

trotz aller Kritik an solcher "Einseitigkeit" (oder umgekehrt: ihrem "Mangel an entschiedener Parteilichkeit") die Menschenwürde der auf abhängige Erwerbsarbeit angewiesenen Männer und Frauen, zu verwirklichen im Arbeitsprozeß und in der Gesellschaft, stehen muß; und sie ist es in der Dritten Welt, in der die weitere Präsenz westlicher Missionsgesellschaften längst nur noch durch ihre diakonische Aufgabe - als Hilfe zur Selbsthilfe in Kirche und Gesellschaft - gerechtfertigt ist.

Horst Krockert